

LENA HACH

Nichts
wünsche
ich mir
mehr

BELTZ
& Gelberg

Leseprobe aus: Hach, Nichts wünsche ich mir mehr, ISBN 978-3-407-82191-1

© 2017 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-82191-1>

Eins

»Geh ruhig vor«, sage ich. »Das hier dauert 'ne Weile.«

Ich halte meine Adidas hoch, die Schnürsenkel zum Gordischen Knoten geschlungen. Ach, wie gut, dass niemand weiß: Die Täterin bin ich selbst, der Einfall kam in letzter Sekunde.

»Du Arme«, seufzt Thea. »Mein Bruder kommt nie auf solche Ideen.«

»Tja, Henri ist halt ein besonders gelungenes Exemplar.« Ich versuche ein Grinsen. In letzter Zeit fällt es mir schwer, die Mundwinkel hochzuziehen. Es schmerzt in den Wangen, als würde ich gekniffen. Früher war das anders, früher war ich anders. Lustig. Nicht so sarkastisch. Spontan. Nicht so zögerlich. Ich könnte hundert Beispiele nennen.

»Kaum zu glauben, dass Henri zwei Jahre älter ist als wir«, murmelt Thea. »Du kannst echt froh sein, dass er auf eine andere Schule geht.« Unschlüssig steht sie in der Tür. Sie kommt ungern zu spät.

»Echt«, sage ich. »Du kannst vorgehen.« Da tut sie's, läuft runter in die Halle, wo die Sohlen schon quietschen. Ich sehe Thea einen Moment hinterher, fast wünsche ich sie mir zurück. Irrsinnig. Noch so etwas, das ich früher nicht war. Als

der Schnürsenkel-Knoten gelöst ist, stelle ich mich wie geplant vor den Spiegel. Das geht nur allein. Ich kontrolliere meine Frisur, drapiere die Strähnen, ziehe das Zopfband fest. Damit bin auch ich bereit für Sport.

Balancieren und springen, überschlagen, rollen und wieder aufstehen. Neunzig Minuten lang, jeden Montag. Weil der Lehrplan sagt: Auch Einzelsportarten müssen sein. Leichtathletik hätte ich lieber belegt, aber der Kurs war schon voll. Ich habe keine Pechsträhne. Ich habe einen Pechschopf. Schön wär's.

Dass Frau Heinrich deutsche Meisterin im Turnen war, glaubt man sofort, so durchtrainiert, wie sie ist. *Sehnig*, würde meine Mutter sagen, mit Respekt in der Stimme. Meine Mutter mag Frauen, die sich im Griff haben, von lackierten Fußnägeln bis hin zu frisch geschnittenen Haarspitzen. Bei Männern ist sie schon beeindruckt, wenn sie an frische Wäsche denken. Meinem Vater legt sie jeden Tag was raus.

Wir laufen ein paar Runden, dann geht es ans Dehnen. Ich schnappe mir einen Platz an der Wand, da, wo die blauen Matten festgebunden sind. Aufwärmen ist keine große Herausforderung, aber manchmal will die Heinrich, dass wir uns auf und ab rollen, auf und ab, jeden Wirbel einzeln, und da habe ich lieber niemanden hinter mir. Ob sich meine Unterhose abzeichnet, kümmert mich nicht.

Thea will wissen, warum ich immer hier hocke.

»Die Matten stinken«, sagt sie.

Klar tun sie das. Barbarisch. Aber es gibt Schlimmeres.

»Ist bequem«, behaupte ich und lehne den Kopf hinten an. Irgendwie geht das schief, ich schätze den Abstand falsch ein. Das Band in meinem Haar löst sich. Keine Kleinigkeit.

»Ich muss mal«, murmele ich und verschwinde schnell Richtung Umkleide.



Auch wenn er seine Finger nicht im Spiel hatte: Die Sache mit den Schnürsenkeln sieht Henri ähnlich. Einmal schwatzte er einem Kumpel einen ausrangierten Mac ab. Auf dem leuchtenden Apfel platzierte er genau den Theater-Aufkleber, der auch auf dem Laptop unseres Vaters prangt. Nur, um ihn glauben zu lassen, er sei kaputt. Mein Vater, der seine ganzen Arbeitsblätter darauf speichert, alle Klausurvorgaben und die Vornoten, klappte den Laptop auf und zu, immer wieder, immer hektischer. Probierte sämtliche Ladekabel und Steckdosen durch, fluchte, rief seine Kollegin an, die sich mit dem ganzen Technikram auskennt, aber nicht zu erreichen war. Er hinterließ ihr einen Monolog auf der Mailbox und hätte das Scheißteil am liebsten aus dem Scheißfenster geschmissen.

Im Türrahmen stehend, beobachtete ich das verzweifelte Ein-Mann-Stück. Ich erinnerte mich an etwas, das ich mal gelesen hatte: *Komödie* = *Tragödie* + *Zeit*. Das Zitat hatte ich mir für meinen Vater gemerkt. Aber jetzt war nicht der richtige Augenblick.

Henri stellte sich neben mich, frisch geduscht, wie ich ihn am liebsten mag. Von dem seifensaubereren Bruder ging ein Beben aus. Er schüttelte sich vor Lachen und hielt den richtigen – funktionierenden – Mac wie eine Trophäe in die Luft.

»April! April!«, rief Henri. Ein unverbesserlicher Kindskopf trotz seiner achtzehn Jahre. Es scherte ihn nicht, dass Oktober war. Und nicht mal der erste.

So ist er, mein Bruder. Und das erklärt vielleicht, warum ich ihm kein Wort glaubte. Zwei Monate später. Das war schon im neuen Jahr.

»Katha, du kriegst 'ne Glatze.«

»Nice try«, sagte ich.



Aufwärmen ist das eine. Turnen das andere und weitaus Schwierigere. Man kann nicht jede Woche Regelschmerzen haben, und genau genommen sind die auch kein Grund, nicht mitzumachen. Sagt die Heinrich, die es wissen muss oder auch nicht, weil Kunstturnerinnen bekanntlich so abgemagert sind, dass deren Eizellen keine Kraft zum Springen haben. Falls sie überhaupt reif dafür sind.

Bei einer Flugrolle kommt man nicht mit dem Kopf auf. Man rollt über die Schultern ab, das Kinn an die Brust gezogen. Trotzdem kann ein Zopf verrutschen, ein Band und mehr oder weniger Verwurzeltes sich lösen. Deshalb taste ich nach jedem Überschlag, nach jeder Rolle meinen Hinterkopf ab. Ein flüchtiger Kontrollgriff, den niemand bemerken soll. So, wie wenn man mit der Hand unter die Achsel fasst und heimlich an den Fingern schnuppert. Mit dem Unterschied, dass das alle tun. Was ich mache, macht keiner. Niemand sonst hat es nötig.

»Hast du dir wehgetan?«, fragt die Heinrich und runzelt die Stirn. Sie sitzt auf der Bank, auf den Knien Papier, hat alles genau im Blick, jeden Handlungsfehler, jede Unterbrechung im Ablauf, jede unvorgesehene Bewegung. Ich schiebe meine Hände in nicht vorhandene Hosentaschen.

»Nee, warum?«

Sie schüttelt den Kopf, macht sich eine Notiz.



Mit süßstoffsüßem Kaffee hocken wir hinter der Schule bei den Containern. Die Märzsonne scheint; ein wahres Pausenidyll. Sport liegt für eine Woche hinter mir.

»Nikolas hat diesen Tick«, sagt Thea und nippt an ihrem Becher. »Ständig fasst er sich an den Hosenstall.«

»Pervers!«, ruft Charlie begeistert. »Und ich dachte schon, an dem Unglaublichen Nikolas gibt es nichts auszusetzen.«

Sie spricht den Namen Französisch aus, verzichtet auf das S am Ende.

»Gibt es auch nicht«, sagt Thea und schiebt Charlie einen kleinen Ellenbogen in die Seite, Kaffee schwappt über. Eine Verschwendung, die keinen interessiert, weil die Brühe nur ein Requisit ist. Wir kaufen sie, um was in der Hand zu halten, das billig ist und uns nicht gleich umbringt. Würde an Theas Onkel nicht der Krebs nagen, wären es wohl Kippen.

Warum wir bloß Süßstoff nehmen? Ich weiß es nicht.

»Und ob das pervers ist! Eine Variante von Taschenbillard. Hosenstallbillard.«

»So ist das nicht«, sagt Thea.

»Hosenstall. Was ist das überhaupt für ein Wort?«, frage ich.

»Ein altertümliches«, meint Charlie. »Aus einer längst vergangenen Zeit, in der die Menschen noch zu Pferde unterwegs waren. Heute wäre es natürlich die Hosengarage.«

»Nein, der Hosencarport.«

Das gefällt Charlie.

»Dein Liebster fasst sich also immer an den Hosencarport. Das ist kein Tick. Das machen achtundneunzig Prozent der Typen, die ich kenne.«

»Du kennst die falschen.«

»Ich kenne sie alle.«

Thea geht nicht darauf ein, sie guckt mich von der Seite an.

»Ich vermute, Niki will sichergehen, dass der Reißverschluss zu ist. Ihr wisst schon. Damit keiner sieht, was keiner sehen soll.«

»Du meinst seinen Mini«, sagt Charlie. »Oder ist es etwa ein Kombi? Oder warte, eine Stretchlimousine?«

Charlie gluckst vor Vergnügen, als Einzige. Wir haben uns daran gewöhnt.



Was keiner sehen soll, hat Henri, mein großer und einziger Bruder, zuerst gesehen. Vor zwei Monaten, nach meiner Mandelentzündung. Januar war es und der Schnee nicht mehr schön, schmutzig von Raketenpappe und Hundedreck. Wir standen im Bad am Waschbecken, wo Henri sich normalerweise vor mich drängt, um mich ein bisschen zu ärgern und sich noch mehr zu freuen. An dem Morgen aber stand er hinter mir, hatte beste Aussicht. Ich sah das Übliche, weiße Fliesen, graue Fugen und einen Klecks Zahnpasta. Über Kopf föh-

nen bringt mehr Volumen, hatte ich gelesen. Henri sprach laut, brüllte fast, um das Gebläse zu übertönen. Ich verstand ihn gut.

Ich glaubte ihm nicht.

Katha, du kriegst 'ne Glatze.

Nice try.

Nice try. Was kam ich mir cool vor, mitten in unserem tropenheißen Bad! Da zückte Henri sein Handy, blitzschnell, drückte auf den Auslöser und hielt das Display nah vor mein Gesicht.

Darauf: Zwei runde Stellen, münzgroß und von einem Weiß, für das ich keinen Namen wusste. Ich kapierte nicht gleich. Der hat sich heute Nacht in mein Zimmer geschlichen, dachte ich. Der hat mein Haar angehoben und mit seinem superduper Elektroding hier und da gemäht. Henri macht doch so was! Das ist doch so einer! Wer für einen Scherz extra einen alten Laptop anschleppt.

»Du spinnst ja!«

Als ich Henri einen Stoß versetzte, hart vor die Brust, fiel sein Handy auf die Fliesen. Ein Splittern. Das Display wie von Spinnweben überzogen. Mein Bruder hob das Handy auf und ließ mich allein. Brüllte nicht, fluchte nicht mal.



Eine Wolke versteckt die Sonne, der Kaffee ist kalt und wir sitzen immer noch zwischen den Containern. Sprachlos für

einen kurzen Moment, weil Jasper vorbeiläuft, unglaublich lässig, in der Hand eine Birne. Jasper Bergemann, der erst seit Kurzem an unserer Schule ist und den schon jeder zu kennen scheint.

Was ich sagen wollte, falls ich was sagen wollte, weiß ich nicht mehr. Die Buchstaben haben sich aufgelöst, bevor sie sich zu Wörtern ordnen konnten. Weil sie gar nicht so schön sein können wie die dunklen Jasper-Locken, die breiten Jasper-Schultern und der ganze wunderbare Rest. Das Lächeln, zum Beispiel. Oder vor allem. Das verschmitzte Jasper-Lächeln.

So muss es am Grand Canyon sein, an einer dieser Plattformen. *Scenic View*. Man will einfach nur gucken und staunen, und das ist auch genug, wenigstens fast, weil man weiß: Näher kommen geht nicht. Das können nur andere, mit dem richtigen Equipment. Mit Wander- oder besser noch Siebenmeilentiefeln und so was wie Chuzpe. Dann bückt man sich vielleicht nach einem mickrigen Stein und denkt, das ist jetzt ein Souvenir und muss reichen.

Jasper wirft das Birnengehäuse ins Gebüsch. Aber das hebe ich nicht auf. Ich bin nicht bescheuert. Vielleicht wächst da mal ein Baum.

»Jasper«, gibt Charlie von sich, als er uns nicht mehr hören kann. Die erste Silbe stöhnt sie, die zweite flüstert sie und für einen Moment kann ich sie nicht leiden.

Fakt ist: Ich habe keinen Alleinanspruch auf Jasper Bergemann. (Ob er wegen seines Namens klettert? Angeblich hat er Meisterschaften gewonnen.) Alle dürfen schmachten. Aber wer dabei klingt wie eine Sexhotline, der hat nichts kapiert.

Vielleicht nervt Charlie mich auch nur deshalb so sehr, weil sie schon wieder die alte Leier von ihrem Pony bringt.

»Der hängt so schlaff runter. Das ist bestimmt das Chlor.«

Charlie hat Schwimmen gewählt. Hätte ich auch tun sollen. Die Schwimmer tragen Badekappen.

»Nass sind die Haare auch noch«, jammert sie, und am liebsten würde ich schreien. *Du hast Probleme!*

»Sieht bestimmt voll fettig aus.«

Thea drängt zum Aufbruch, sie greift nach ihrer Tasche und wirft mir meinen geliebten Beutel zu. Vorne drauf ist ein roter Siebdruckfuchs, der immer gute Laune hat.

»Lasst uns was essen«, sagt sie und geht los.



Im Badlicht schienen die zwei Stellen so schützbedürftig, dass ich mit meinen Fingerkuppen immer wieder darüberstrich. Wollte sie warm halten, wollte mich trösten. Es war alles so surreal.

Dann fand ich die Abtrünnigen. Gut verborgen im Ablauf der Duschrinne, als wollten sie keine Umstände machen, als täte es ihnen leid.

Aus der Rinne gezogen, hielt ich die Haare ins Licht. Ein dreckiger Klumpen, nass und verklebt. Wegwerfen mochte ich ihn dennoch nicht, konnte ich nicht, zumindest nicht gleich.

Ihr gehört doch zu mir, dachte ich. *Ich brauche euch doch. Was macht ihr denn da?* Eine Antwort blieb aus. Nur in Märchen sprechen leblose Dinge.



Kaum eingeweiht, bestand meine Mutter auf einem Termin beim Hausarzt. Im Wartezimmer voller triefender Nasen war nur noch ein Platz an der bollernden Heizung frei. Ich lehnte mich an die Wand und zählte die Sekunden.

Wieder auf der Straße, hielt meine Mutter eine Überweisung in der Hand. Wer runde, münzgroße Stellen auf dem Kopf hat, muss zum Hautarzt, kriegt sofort einen Termin und von den Sprechstundenhilfen ein unfassbar herzliches *Hallo*. Es war lieb gemeint, lieber geht es gar nicht und genau deshalb wurde mir schlecht. Ich ahnte, dass so eine Begrüßung nichts Gutes bedeutet.



»Was war das denn?«, will Charlie wissen. Sie sieht von der zweifelhaften Lasagne auf. Der Brocken, der uns für den Nachmittagsunterricht stärken soll, liegt im Magen wie ein ganzer Käselaiab. Die Koch-AG gehört abgeschafft.

»Na, das da! Der da!«

Charlies Gabel ist ein Spieß, gerichtet auf die Zwölfer. Auf Jasper. Ich ziehe ihren Arm nach unten.

»Bist du verrückt?! Was soll der denn von uns denken?«

»Wer?«, fragt Charlie und grinst. »Jasper?!«

Da ist es wieder, das Stöhnen und das Flüstern.

»Ehrlich gesagt wüsste ich das wirklich gern, was der von uns denkt. Beziehungsweise von dir.«

Dieses Grinsen!

»Wie meinst du das?«